

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

„Aber warum haben Sie denn dann angenommen?“

Er kreischte auf. Seine Stimme klang düster und rau.

„Stellen Sie sich doch einen Menschen vor, der in einer Leichenhalle spazieren geht, mit dem festen Entschluß, sich im nächsten Augenblick auf die Bahre zu legen und ins Jenseits zu entschlummern. Und in diesem seelischen Zustande begegnet der Mensch einem Mitmenschen, einem lebensprühenden Draufgänger, und der bläst von seinem Geiste ihm Odem ein. So ist mir gerade am Vorabend meines Selbstbegräbnisses der Hauptmann begegnet. Und dann habe ich am Rande des Grabes nochmals fiebernd nach dem lockenden Himmelsmanns Leben gegriffen. Aber was ich möchte, was ich im geheimsten Hintergrunde meiner Seele hoffte, — das ist ausgeblieben.“

Er reckte die Arme schwer seufzend.

„Wissen Sie, Lady Edith, was ich mir träumte? —

Ein Jahr lang möchte ich sorgenfrei gestellt sein, um während dieser Zeit ein Werk zu schaffen, mein Werk, etwas ganz Großes, Erhabenes, Gewaltiges. Nicht solche Schweißdinge, die in jeder Zeile die zitternde Angst des Schreibenden vorn Mißerfolg verraten, oder solche Alltagsware, die man mit Ekel und Abscheu für die große Menge zurechtfertigt: . . . Nein, nein, um schreiben zu können, so, wie ich schreiben möchte, müßte man frei sein, da müßte man seine Vergangenheit wie ein unreines Hemd ausziehen und in einer Springschiff der Vergessenheit sich wieder jung baden können. . . . Ja, ich war einmal ein feuerspeiender Berg, heute bin ich ein leergebrannter Krater.“

Sein Kopf fiel schwer auf den vorgestreckten Arm nieder.

„Aber, James Atterley, seien Sie doch nicht Kleinmütig.

Sehen Sie, jetzt haben Sie so wundervoll viel freie Zeit. Im Kriegsamt sind Sie gewiß an keinem Tag länger als bis zum Lunch beschäftigt. Dann können Sie arbeiten, soviel Sie lustig sind.“

„Mylady, Sie meinen es sicher gut mit mir. Aber jetzt im Kriege, finde ich noch weniger Sammlung als sonst. Ich kann keine Beziehung zwischen mir und dem Krieg entdecken. Ich sehe dem Kriege wie einem unfaßbaren, mich angruselnden Rätsel gegenüber. Ich kann das wirklich Heilige, Große, Gewaltige, Erhebende, das die andern am Kriege rühmen, nirgends sehen, ich weiß nur, daß der Krieg die zur Methode erhobene Menschenschlächtere, eine hirnlose Kaserei des Volkswahnsinns, eine Tragikomödie internationaler Tollwut ist.“

Edith schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Sehen Sie, von Carry Watton habe ich schon drei oder gar vier spannende Kriegsromane gelesen. Wenn Sie Ihrem

Herzogen einen Stoß gäben und einen oder zwei solcher Romane schrieben, hätten Sie plötzlich einen Namen und einen hübschen Haufen Geld und könnten schaffen, wonach Ihnen der Kopf stünde.“

Atterley beachtete den letzten Einwand nicht.

„Wie heißt die strebsame Kriegsdichterin, die schon drei oder vier spannende Romane geschrieben hat?“

„Carry Watton,“ gab Edith etwas befremdet zur Antwort.

„Aun, ich kenne die Dame Watton nicht,“ höhnte er beißend. „Sie kann trotz ihrer Fruchtbarkeit ein ganz anständiger Mensch sein. Ein Bekannter von mir hat schon 32 Kriegsnovellen verzapft und ist auch noch nicht eingesperrt.“

„Ach, spotten Sie nicht, Atterley, Sie haben es am wenigsten nötig.“

„Ja, da haben Sie recht,“ bemerkte er bitter, „in meiner Lage hat man es wirklich nicht nötig, andere zu verspotten. . . . Wirklich nicht. Aber selbst wenn das alles nicht wäre, selbst wenn das alles nicht wäre. . . . wie soll man denn zur Ruhe des Schaffens kommen, wenn der innere und äußere Friede mangelt. Es ist nicht allein der Prozeß mit der „Labour Post“ und ihrem niederträchtigen Advokaten, diesem Burnham; es laufen auch noch andere bissige Köter herum, die sich ein Vergnügen daraus machen, mir ans Bein zu springen oder mich wenigstens mit ihrem Geifer zu besudeln.“

Er schüttelte wütend die Fäuste und hirtschte zwischen den Zähnen das Wort „Lumpenpack“ hervor.

„Auch das könnte man schließlich ertragen, auch das noch. . . . Wenn man wenigstens ein Heim hätte, eine Burg, an deren Schirmwehr alle Angriffe wirkungslos abprallen. . . . und nicht einmal das hab ich mehr!“

Er schloß die Augen, daß es ihr zu Herzen ging. Sie legte die Hand fort und trat auf ihn zu. Leise strich sie mit der Hand über seinen Scheitel.

„Mein armer Junge! Mein armer Junge!“

Er erfaßte ihre Hand und flüsterte leidenschaftlich mit wildzuckenden Lippen:

„Wenn man nur fort, fort aus diesem Morast des Ekels und des Widerwillens könnte! Nur fort! Gleichgültig, wohin. Auf eine einsame Insel, wo einen niemand kennt, wo keine Post mich erreicht, am liebsten dahin, wo man keinen von diesem Schurkengezücht mehr sehen muß!“

Sie liebte ihn streichelnd.

„Lassen Sie mich ein paar Tage nachdenken, James. Ich will sehen, ob ich nichts für Sie tun kann. Vielleicht kann ich irgendwo hundert Pfund zusammenschleppen und Sie machen damit eine Reise in die Einsamkeit. Sie brauchen eine Erholung, armer Junge.“

Er küßte ihr in aufwallender Dankbarkeit die Hand und zog sie ganz nahe an sich heran. Dann preßte er seine Lippen auf ihren Mund.

„Edith! Edith!“ räumte er bebend in ihr Ohr. „Hast du mich lieb, Edith, hast du mich lieb?“

Sie küßte ihn leise auf die Wange, auf die Stirn und auf den Mund.

Jubelnd umschlang er sie.

„Du mußt mein sein! Du mußt mein sein! Darauf wird alles gut. Ja, laß uns zusammen fliehen. Jrgendwo da draußen im Ozean wird eine einsame Insel sein; da wollen wir den Traum der ersten Menschen vom Paradies noch einmal träumen.“

Edith zuckte zusammen.

Sie fühlte den gierigen Atem seines Mundes. Sie empfand unangenehm den feuchten Händedruck seiner Rechten, die ihre Linke umspannt hielt. Ihr Mund verzog sich wie unter einem körperlichen Schmerz. Und sie entwand sich ihm mit einer geschmeidigen Bewegung.

Scherzend sagte sie:

„Sie knicken mir ja meine unschuldigen Engelsflügel entzwei.“

Aber er achtete ihrer Worte nicht. Er stand auf und sah ihr siegestrunken in die Augen.

„Nein, kleine Schlange im Engelsgewand, jetzt entkommst du mir nicht!“

Und er eilte mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

Doth blitzschnell hatte sie den Tisch zwischen sich und ihn gebracht. Sie griff hastig nach der Gerte und hob sie zum Schläge:

„Rühren Sie mich nicht an!“

Da duckte er sich feige, als sei der Hieb schon niedergesaut. Klein wurde er mit einem Male, ganz klein. Und er hob bittend die Hand.

„Edith, Edith, können Sie mich denn nicht mehr lieb haben?“

Sie senkte die Gerte.

„Ach, schweigen Sie doch!“

Da warf er sich vor ihr auf den Boden.

Sie wich weiter zurück und hob die Gerte wieder.

„J.“ — krächzte er mit schäumendem Munde — „Schlag mich doch! Schlag doch zu, du Heze, du, du Dampf!“

Sie wandte sich von ihm ab, wie man sich von einem Spielpartner wendet, dessen Spielstärke man zuvor überschätzt hat.

„Stehen Sie auf, James Atterley!“ sagte sie kühl. „Sonst muß ich den Diener rufen!“

Er sah, daß er verloren hatte, und erhob sich schwankend. Er warf sich auf eines der Polsterfesseln und wehklagte, wie zu sich selber sprechend:

„Wieder beherzt! Wieder beherzt! Statt der zerbrochenen Sklavenketten neue geschmiedet! Kein Rückgrat mehr! Keine Mannhaftigkeit! Zur schlaffen Molluske gemacht von einem Weibe! Du kommst nicht frei von diesem Dämon, kommst nicht frei. Aber es gibt einen, der sich nicht unters Joch beugt —“

Haß glomm in seinen Augen. Er blickte starr auf das Weib im Engelsgewand.

„Es gibt einen, der uns alle rächt, die wir uns zu Sklaven erniedrigen und wie Unrat wegwerfen lassen mußten! Es gibt einen!“

Edith wurde aufmerksam.

„Und wer ist der eine, der Unbeugsame?“

Heiser schrie er auf.

„O, mein Täubchen, du weißt schon, von wem ich spreche. Er betritt dein Haus nicht mehr und seinethalben hast du mich rufen lassen: . . . haha, . . . willst was Neues von ihm erfahren . . . er ist gewarnt worden, meine Taube . . . ich hab ihn selber gewarnt! Und während hier Ariadne trauernd seiner harret, stölet er mit dem fremden Freifräulein im Hause Branch.“

Sie verzog keine Miene.

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Atterley. Lassen Sie doch das Phantasieren! Die tragische Posse steht Ihnen schlecht zu Gesicht.“

„Nun ja,“ leuchtete er heraus, — „vom Hauptmann Longford rede ich und von Marianne von Roggenhusen.“

„Wollen Sie mir vielleicht sagen, was ich mit Longford und Marianne von Roggenhusen zu tun habe?“

„Was Mylady damit zu tun haben? — Nichts! Ganz und gar nichts! Und das ist meine einzige Freude, daß Mylady damit nichts zu tun haben.“

Ihr Antlitz blieb unbeweglich.

„Nehmen Sie doch Veranlaßung an, Atterley! Wir sind doch keine kleinen Kinder. Wozu erzählen Sie mir denn das alles?“

Er zeigte eine höhnische Frage.

„Wozu? Vielleicht, damit Sie sich ärgern sollen, schönste Edith, daß Ihr getreuer Sklave durchs Netz geschlüpft und einer andern in Netz gegangen ist. Rund heraus gesagt, Mister Longford ist im Hause Branch fast täglicher Gast und unterhält sich ganz vortrefflich mit dem Freifräulein. An Euer Gnaden scheint ihm die Erinnerung verschwunden zu sein.“

Sie lächelte etwas säuerlich.

„Sie irren. Erstens ist mir Longford nahezu oder ganz gleichgültig. Zweitens hat er mich erst vor einigen Tagen — es können auch schon zwei Wochen inzwischen vergangen sein — eingeladen, mit ihm den ersten Flug über die Dächer von London zu wagen, wenn seine Übungen etwas weiter fortgeschritten sind.“

Atterley schlug ein Bein übers andere und begann gemächlich zu wippen. Er kam sich urplötzlich unendlich überlegen vor.

„Nun, sehen Sie, schönste Lady, das ist dem guten Longford ausnehmend ebenfalls aus der Erinnerung verschwunden. Denn er wird gerade heute seinen ersten Flug über die Dächer Londons wagen. Soviel ich weiß, wird aber seine Begleiterin die Baroneß Roggenhusen sein. Ist das nicht wunderlustig?“

In diesem Augenblick pochte es zaghaft, und Mistres Daniels trat ins Zimmer.

„Aber, Mädchen, Sie sitzen hier und plaudern, und unten wartet das Auto. Sie werden ja die Probe verfaulen.“

Das junge Weib biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Nun, bin ich die Lady Southriffe oder eine Dame vom Brett? Klingeln Sie ins Savoy hinüber: Ich hätte keine Lust, zur Probe zu kommen. Im übrigen sei alles in schönster Ordnung. Das Kleid passe märchenhaft gut und ich käme morgen zur festgesetzten Stunde. — Keine Widerrede, beste Daniels! Machen Sie schnell! Denn Sie müssen mich dann umkleiden!“

Die Alte schlurste auf ihren Filzpantoffeln zur Tür hinaus, immerfort „Um Gott! Um Gott!“ murmelnd.

Atterley hatte sich erhoben. Er verbeugte sich steif.

„Ich darf mich nun wohl empfehlen?“

„Bedauere, nein!“ erwiderte sie schneidend. „Sie werden mich zum Flugplatz begleiten. Wollen sehen, ob Longford tatsächlich so wenig Gentleman ist, sein Versprechen zu brechen.“

„Mylady, meine Beziehungen zum Hause Southriffe sind durch den Brief, den Ihr Vater heute morgen erhielt, viel zu klar untrüben, als daß —“

„Reden Sie bitte keinen Unsinn, lieber Atterley. Es kann für Sie nur von Nutzen sein, wenn Sie die Lady Southriffe im Automobil zum Flugplatz begleiten dürfen. Ich habe im Augenblick leider keinen andern Herrn zur Verfügung.“

Er verbeugte sich und verschluckte etwas wie „es ist mir eine Ehre!“

„So. Nun warten Sie hier ein Weilchen. Ich werde nur mit Hilfe der guten Daniels dies Engelsgewand mit einem Straßenkleid vertauschen.“

Eine Viertelstunde später raste das Auto mit zwei schweigenden Menschen dem Flugplatz entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Goethes Haar.

Eine Skizze von Ewald Leopold.

In Weimar wohnte eine alter Mann, der Besuch von allen zureisenden Goetheverehrern erhielt. Er wohnte in dem alten Haus neben dem „Weißen Schwan“, wo über der Tür eine Tafel angebracht ist, auf der geschrieben steht:

„Mensch, ärgere dich nicht!“

Der alte Mann war ein Sohn von Goethes Friseur, und er war der einzige, der authentische Haarlocken von dem gigantischen Dichter und Geheimen Rat besaß. Sein Vater hob nämlich sorgfältig alles auf, was abfiel, wenn er der göttlichen Erzelenz das Haar schnitt, und im Laufe von zwanzig Jahren war das gar nicht so wenig.

Die Haare vererbten sich auf den Sohn, der den Schatz als sein teuerstes Erbe hütete. Er erble auch Haar von Schäffer, aber das war dünn und nebenbei rötlich und erinnerte fast allzu

schmerzlich an den armen, schweißfüchtigen Dichter. Goethes Haar dagegen war ein üppig und wohlhabend schimmernder Schatz, der aller Welt verriet, daß er auf dem hervorragendsten Haarboden der Menschheit gewachsen war.

Diese Locken wurden das Glück des Sohnes, sie waren im Grunde der einzige Inhalt seines Lebens. Sie wurden für ihn Poesie, Pietät, Ehre und Erinnerung an etwas übermenschlich Großes, Gottbegnadetes. Auf ihnen baute er ein langes Leben mit seinen Weiden und Freuden auf. Dem alten Mann konnten die Augen noch seht werden, wenn er die Schachtel öffnete, der muß seit einem halben Jahrhundert der reichste Segen entzogen sein. Alle Fremden und Bergereisten, die kamen, um eine Locke baten, bekamen nämlich eine Locke, und wohin in der Welt diese Haare kamen, machten sie die Augen betaut, machten sie die Herzen erbeben.

Goethes Haar!

Der gute, alte Mann hatte es nie übers Herz bringen können, nein zu allen diesen feinen Menschen zu sagen, die kamen, um seinen Schatz zu sehen und sich in sein Stammbuch einzuschreiben. Er verbreitete Freude in tausend deutschen Familien, und er glaubte schließlich, die Vorlesung habe ihm diese Haare gegeben, um die großen Erinnerungen aufrecht zu halten und beizutragen, zum Vaterlandsgelübt und zur Begeisterung für die Poesie.

Die Verhältnisse, das Schicksal, die harte Notwendigkeit zwangen ihn deswegen im Laufe der Jahre zu allerlei heiligen Bestürzungen. Wie in aller Welt sollten die Haare sonst ausreichen?

Die Locken wurden ganz im Stillen mit fremden Ingredienzien vermischt. Ja, selbst der Pudel *Yohigenia* mußte sein Zerkleinern zu der Schachtel beitragen, und das wurde wirklich gar nicht so wenig im Laufe einer längeren Reihe von Jahren. Aus der Barbierstube kamen auch Beiträge, und auf diese Weise wurde die Schachtel niemals leer. Tausende von Sammlern erhielten, was ihre Herzen begehrten.

Alle Lehrerinnen zogen von dannen, um Medaillons für ihre kleinen Reliquien zu kaufen. Die Goethemonomanen legierten den alten Barbier und seinen Sohn, und mit Hilfe des Pudels und der Barbierstube nahm der Segen sein Ende.

Der alte Mann machte sich keine Gewissensbisse, denn er war ein Menschenfreund. Schließlich endete er selbst damit, an die ungenügende Schönheit seiner Locken zu glauben.

Er liebte Goethe, er liebte die Menschen, er liebte den Pudel, er schloß das alles in sein warmes, großes, überflüssig großes Herz. Darum war auch sein Gewissen gut und rein, denn er mißte nur Haare zum Besten der Menschheit.

Und taten nicht im Grunde alle die anderen, die Bücher über Goethes Leben und Treiben schrieben, dasselbe? Waren nicht Wahrheit und Dichtung miteinander vermischt? Abelte nicht der gute Zweck alles?

Was machen ein paar Pudellaare mehr oder weniger, wenn nur die Illusion zum Segen wirkt!

Ein Engländer über Deutschland und Frankreich.

Unser Reichkanzler, Graf Hertling, hat kürzlich in einer Reichstagsrede den Schotten Thomas Carlyle als Repräsentanten jener Engländer von ehemals, die Deutschland Gerechtigkeit widerfahren ließen, erwähnt. Ihm zur Seite zu stellen ist der bedeutende Geistliche und Schriftsteller Charles Kingsley (1819—1875). Er schrieb, im Spätsommer 1870, an seine Freunde Max Müller (Oxford) und Charles Bunbury zwei bemerkenswerte Briefe, die Fragen der Gegenwart berühren und hier im Auszug folgen. Sie sind den Briefen und Gedendblättern, die seine Gattin herausgab, entnommen und nach der Uebersetzung von M. Sell (Gotha, Perthes 1879) wiedergegeben:

„Mein lieber Max, nimm meine innigsten Glückwünsche für Dich selbst und für Dein Vaterland an. Der Tag, welchen der liebe Bunsen (wir wissen, auf welcher Seite dieser Name heutzutage genannt wird!) trübenden Auges erblickte, aber dann erst, wenn sein deutsches Volk auch reif dafür und bereit dazu wäre, ist gekommen, und siehe, das deutsche Volk war bereit. Wahrlich, Gott ist gerecht und ein Herrscher: was immer die Zeitungen gegenteiliges sagen mögen. Meine einzige Furcht ist, die Deutschen möchten an Paris denken, das sie doch nichts angehen kann, und möchten dadurch ihr Augenmerk von dem abwenden, was sie mächtig angeht: die Wiedereroberung des Elsaß, welches ihnen gehört, damit der Franzmann auch seinen Fuß breit Land mehr am Rheinufer besitze. Aus dem Rhein ein Wort zu machen, welches kein Franzose mehr anzusprechen Gelegenheit findet, muß das eine Ziel aller denkenden Deutschen sein und dies allein. Jedenfalls bleibe ich . . . voll Freude und Hoffnung für Deutschland.“

Der zweite Brief lautet:

„Und nun ein paar Worte über diesen furchtbaren Krieg. Ich gestehe Ihnen, daß, wenn ich ein Deutscher wäre, es mir als Pflicht gegen mein Vaterland erscheinen würde, meinen letzten Sohn,

meinen letzten Schilling in den Krieg zu senden und schließlich selbst zu gehen, damit endlich geschehe, was geschehen muß, damit es so getan werde, daß es ein zweites Mal nicht mehr nötig ist. Ich hoffe, es wäre mir möglich, die Rache aus meinem Herzen fernzuhalten — zu vergessen, was Deutschland seit zweihundert Jahren von dieser eillen, raubgierigen, unruhigen Nation gelitten hat, alles, was es selbst noch im letzten Krieg (Männer wie Frauen) gelitten hat: obgleich die Deutschen das nicht vergessen und ihrer eiliche es auch um ihrer Mütter und Tanten willen nicht vergessen dürfen. Aber der gewöhnliche Deutsche hat ein Recht zu sagen: Das Eigentum, das Leben, die Freiheit, war 200 Jahre lang in Deutschland bedroht, weil es so zerstückelt war. — Die französischen Könige haben stets die Zerstückelung befördert, damit das Land um so sicherer das Spielzeug ihres Ehrgeizes sei. Seit der französischen Revolution hat das Volk (alle Denkenden und Handelnden, also die Armer und die gebildeten Stände) ein Gleiches getan. Das soll nun ein Ende haben. Wir wollen es ihnen unmöglich machen, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen. Wir wollen . . . es so einzurichten, daß es eine Kriegserklärung ist, wenn Frankreich noch den Namen des Rheinrums nennt.“

Was den gegenwärtigen Krieg angeht, so war er früher oder später doch unvermeidlich. Die Franzosen sehnten sich danach. Sie wollten 1813—15 rächen und nicht wissen, daß Deutschland damals ungeheurer glimpflich für 1807 Rache genommen hatte. Bunsen pflegte mir zu sagen — und zwar unter Tränen —, daß dieser Krieg kommen müsse, daß er Gott nur bitte, ihn nicht kommen zu lassen, bis Deutschland bereit sei und die Rache von der französischen Invasion überwunden habe. Er ist gekommen und Deutschland war bereit. Hätte doch der alte Herr es noch erlebt, daß „die Schlacht an dem Ort Sarmagedon (Offenb. Johs. 16, 16)“ wie er sie zu nennen pflegte, nicht wie er fürchtete auf deutschem, sondern auf französischem Boden ausgefochten wird. Sie mußte kommen. Es wäre unrecht gewesen, wenn die Deutschen zuerst angefangen hätten. Aber als die Franzosen es taten, wären die Deutschen ewig blamiert gewesen, wenn sie den Fehdehandschuh nicht aufgenommen hätten. Wenn einer Jahre lang Ihnen mit seiner Faust vor dem Gesicht herumfährt und versichert, einmal werde er Sie gründlich durchbläuen, und Sie seien ja doch nicht im Stande, ihm zu widerstehen —, so wird der kluge Mann, wie Deutschland in diesem Fall, ruhig warten, bis der Schlag wirklich fällt; aber er wird auch, wie Deutschland, sich vorsetzen, bereit zu sein für das, was sicher kommen muß. Brechen aus seiner Kriegsbereitschaft eine Sünde und einen Vorwurf zu machen, als hätte es auf einen Angriff Frankreichs gesonnen, beweist nur aufs neue die ungeheuerliche Unwissenheit in der Geschichte, besonders in der deutschen Geschichte, welche ich durchschnittlich bei den Engländern beobachtete. Eine plumpe Ignoranz oder ein absichtliches Vergessen nicht minder der Drohungen, welche Frankreich seit Jahren über Grenzberichtigungen ausgestoßen hat. Mit Rundgebungen, daß der Schlag demnächst fallen würde, haben die Franzosen es gegen die Deutschen nicht fehlen lassen. Jetzt, wo es geschehen ist, sanftmütig die andere Wade auch darzubieten, mag recht christlich sein, wenn es einen Mann alleine angeht; es ist aber höchst unchristlich, niedrig und selbstsüchtig gegen seine Frauen und Kinder, und die noch ungeborenen Nachkommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Frankreich auch dieses Mal wieder darauf gerechnet hat, Deutschland zu entzweien und aus den geschwächten Teilen eine leichte Beute zu gewinnen. . . . Wenn nun aber etliche Törichte ihn einen dynamischen Krieg nennen, weil sie noch die veraltete Theorie im Kopfe haben, — nur Könige fingen Kriege an — so ist das einfach un wahr. Er ist von deutscher Seite nicht dynamisch. Es ist die Erhebung eines Volkes vom Döcklein bis zum Niedrigsten, weil es in einem tieferen Sinn Volk zu sein anstrebt, als ein französischer oder englischer, republikanischer Demokrat dies überhaupt verstehen kann.“

A. S.

Vermischtes.

** Die Wühl- oder Scheermäuse. Viele Gartenbesitzer klagen in diesem Jahre sehr über den großen Schaden, den diese Abart der Wassertatze an den Pflanzungen anrichtet. Die Wühlmaus frisst nicht nur die zarten Pflanzen der Beete ab, sie verzehrt auch die Wurzeln, namentlich frisst sie gern die Wurzeln der jungen Obstbäume vollständig weg, so daß die Bäume einpflanzen. Durch Fallen oder Gift ist sie nur sehr schwer zu bekämpfen; sie läßt sich nicht leicht zum Anbeißen verlocken. Ueberrückende Stoffe, die natan in ihre Gänge legt, veranlassen sie, nicht weit davon einen neuen Wohnsitz einzunehmen. Sicher töten kann sie nur ein guter Schläge, nachdem er eine kleine Strecke ihres Ganges bloßgelegt und sich in unmittelbarer Nähe schußfertig auf die Lauer gestellt hat; gewöhnlich dauert es dann nicht lange, so schaut das Tier aus der Öffnung heraus und beginnt den Bau zu reparieren, wobei sie nicht allzuschwer zu schwächen ist. In neuerer Zeit räuchert man die Wohnung der Wühlmaus und des Hamsters aus, wodurch die Tiere erkranken. Am Abend tritt man die Ausgangslöcher zu und sieht dann am anderen Morgen nach, welcher Ausgang offen und belaufen ist. Dahinein schießt man die

Damier-Patrone, die an der Blindschaur angebrannt wird, und schiebt sie mit einem Stock so weit als möglich in den Laufgang der Wählmaus. Nach einigen Sekunden entzündet sich die Patrone und es tritt etwas Dampf aus der Erde am zugetretenen Loch. Um einen sicheren Erfolg zu erzielen, müssen alle Nebenausgangslöcher sicher und gut verstopft werden, sonst entweicht das Gas. Cytocit- und Delicia-Damier-Patronen sind in fast allen Drogerien käuflich zu haben. Da wir jetzt im Kriege einen Schaden an unseren Nutzpflanzen verhüten müssen, so empfiehlt es sich, bei der Vertilgung der Wählmaus nicht erst alle Mittel zu probieren, sondern sofort zum sicheren Mittel der Auszäuberung der Höhlenwohnung zu schreiten.

Büchertisch.

= Hessische Biographien. In Verbindung mit Karl Esselfhorn und Georg Lehner. Herausgegeben von Hermann Haupt. Darmstadt, G. H. B. Staatsverlag. Band 1. 1912 bis 1918. — Nach dreijähriger, durch den Krieg verursachter Verzögerung erschien endlich die vierte Lieferung der „Hessischen Biographien“, die den ersten Band abschließt. In dem groß angelegten Sammelwerke sollen alle im neunzehnten Jahrhundert verstorbenen Personen Aufnahme finden, die dem Großherzogtum seit seinem Bestehen (1806) längere oder kürzere Zeit angehört und in Kunst, Wissenschaft, Industrie, im Staatsdienst, im öffentlichen Leben oder sonstige sich hervorgetan haben. Auch geborene Hessen, die sich außerhalb ihres Geburtslandes einen Namen erworben haben, sollen, wenn auch kürzer, darin gewürdigt werden. Besonders wertvoll sind die den einzelnen Lebensbildern beigegebenen Literatur- und Schriftenverzeichnisse, die für weitere Forschungen einen bequemen Wegweiser bieten. Die Bezugsbedingungen des Werkes sind sehr günstig: ein acht Bogen umfassendes Heft kostet drei Mark und bei Vorausbestellung eines ganzen Bandes oder des ganzen Werkes 2,40 Mark. Der ganze Band kostet 12 Mark.

— Ludwig Thoma, Altai. Eine heitere Sommergeschichte. Umschlag- und Einbandzeichnung von Karl Arnold. 1. bis 20. Auflage. Preis gebunden 6 Mark, gebunden 8 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Den beiden tieferen, ins Tragische ausströmenden Prosaecken „Andreas Böhler“ und „Der Wittiber“ läßt Ludwig Thoma, den man aus Novellen, Komödien und Gedichten als Meister des Humors kennt, in „Altai“ seinen ersten großen humoristischen Roman folgen und schenkt uns damit ein herzerquickendes und bei aller Lustigkeit warm zu Herzen gehendes Buch. Thoma hat die einfache Geschichte mit allen Vorzügen seiner Kunst gestaltet. Er möchte nicht der Künstler sein, der er ist, wenn nicht hinter der scheinbaren Leichtigkeit seiner prächtigen, lachenden Schilderungen eine tiefere Lebensweisheit stünde — die Erkenntnis vor allem, um wieviel reicher und wertvoller ein bodenständiges, erdverbundenes Leben ist als das äußerlich und innerlich verhärtete Dasein der wurzellosen Großstädter. Dieses schöne und fröhliche Buch ist so recht geschaffen, ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes zu werden.

— Mit der „Germanen- und Magyaren-Numer“ (Nr. 3904) hat die Leipziger Illustrierte Zeitung (Verlag J. F. Weber) in eindrucksvoller Weise zu den zentralen und gerade jetzt wieder aktuellsten Fragen Stellung genommen. Nach der Episode, die durch das Duell Clemenceau-Czernin ausgelöst war, ist der Wille zum Bündnis zwischen Deutschland u. Oesterreich-Ungarn hitzen gewachsen. Es ist klar, daß dieser Wille hauptsächlich getragen wird von den Deutschen im Reich und Oesterreich auf der einen und den Magyaren auf der anderen Seite. Da ist es verdienstlich von der Illustrierten Zeitung, daß sie das Aufeinanderangehewiesensein dieser beiden Rassen unabhängig von allen Staatsgrenzen als bedeutsame Parallele zum Ausdruck bringt zu der Gemeinsamkeit, in die der Krieg die drei Staaten für die Gegenwart und für alle Zukunft verflochten hat. Im Mittelpunkt der Nummer stehen die politischen Bekenntnisse hervorragender, führender Persönlichkeiten des politischen Lebens in Deutschland, Oesterreich und Ungarn (Graf Andrássy, Freiherr von Blener, Fürst von Wedel, Unterstaatssekretär Dr. Schiffer, Graf von Széllmannsögg, Oberbürgermeister von Baczyn, Abgeordneter Bacher). In eigenartiger Weise beleuchten die einzelnen Artikel, wie der von Dr. Raumann über „Die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen Germanen und Magyaren“, von Prof. Weber-Budapest über „Die literarischen Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschen“, von Dr. Stölzer-Wien über die „Gemeinschaftliche Wirtschaftspolitik“, von Prof. Bleyer-Budapest über „Ungarn und Deutsch-Ungarn“, von Oberst Esli über „Deutsches Oesterreichische und ungarische Soldaten im Weltkrieg“, von Margraf Georg Pallavicini über „Die große Mission“ (Aufgaben der Zukunft) die ganze Vergangenheit und zeigen die Aufgaben der Zukunft. Handleten von Hugo Steiner-Prag fassen jede Seite ein. Ein Spruch von Ottomar Cufing gibt dem Inhalt jedes Aufsatzes ein Begleitmotiv, ein hervorragend schönes Blatt „Wasen vom Finne“ von Prof. Hoch-Schulze, Zeichnungen von René Kuder und Finetti und eine Fülle von Landschaftsbildern aller Art vervollständigen den ausgezeichneten Schmuck des Heftes.

= Walter von Molo, Fridericus. Roman. 1. bis 20. Auflage. Umschlag- und Einbandzeichnung von Karl Arnold. Preis gebunden 5 Mark, gebunden 7 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Die Großen der Vergangenheit idyllischen als Schatten durch das Gedächtnis des Volkes, bis sie ein Dichter mit seinem eigenen Herzblut tränkt und sie, zur düsteren Lege gende geformt, leibhaftig wandeln heißt. So hat Walter von Molo den Deutschen ihren Schüler genial verliebendigt. — So verlebendigt er ihnen heute Friedrich den Zweiten. Und der neue Stoff schenkt diesem edlen und reichen Künstler die neue Form: in den kurzen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden preßt er des großen Königs Schicksal. Ein Tag war, aber welch ein Tag! Mit dichterischer Freiheit drängt Molo die Ereignisse knapper zusammen, als sie sich in der Geschichte folgten, doch tut er damit der inneren Wahrheit nirgends Gewalt an, sondern schafft so eine gesteigerte Wahrheit, die uns als Miterlebendes in den Sturm des Geschehens reißt, daß uns das Herz klopf und der Atem stockt. Fiktion: Ausdruckskunst in einem höheren und stärkeren Sinne als gar vieles, was heutzutage unter dem Modestilge des „Expressionismus“ zu sein pflegt! Zur rechten Stunde kommt dieses Buch. Es wird zum deutschen Herzen sprechen, wird vielen Trost, Nachdenklichkeit und Zuversicht, Kraft und Erhebung schenken.

— Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären von Laurenz Kiesgen. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. 8°. (VI u. 186 S.) Freiburg 1917, Herderische Verlagsanstalt. In Pappband 4,50 Mk. — Märchen zur Kriegszeit? So sehr die Forderung des Tages und der wilde Schrei des Völkerrufes alles übertönen, ein Land liegt unberührt und feiertäglich still: Kinder- und Märchenland. Dahin hat sich der Dichter gerettet, und vom lodernen Schein unidischer und doch ewig wahrer Dichtung verführt, erzählt er Märchen und Mären, wie der Geist ihn treibt. Das Wunder des raunenden Baumes, die Stimmen des Waldes, das Unheimliche in Düster und Moor keidet er in Gestalten; er belauscht die verborgenen Regungen der Herzen, senkt sich in die Seelen der Kinder und schildert in farbenbunten Gebilden seine Gesichte. Auch der Klang ferner Sagen liegt ihm im Ohr, und gestaltungsfroh gibt er der Mär vom Dombau zu Köln ein neues Gewand. Dazwischen hinbei er in kleinen Mären willkommene Weisheit, wie sie sich bei Beobachtung von Tier und Pflanze ihm darbot. Neben dem Ernst einer Lebens- und Manneserfahrung — der Verfasser reichte wahr an die Fünzig heran — ließ er die goldenen Bilder des Humors spielen, damit die Jungen und Alten mit frohen Augen läsen. Denn Märchen sind nicht nur und nicht einmal in erster Linie für Kinder geschrieben, sonst hätten sich unsere Besten in deutscher Dichtung nicht um sie bemüht. Der Märchenvogel kostt mit seinem neuen Liede auch den ernstesten Menschen im Leben noch eins vorbringen zu können und ihnen aus dem Wirbel der unraffigen Tage das friedlich stille Land der Jugend wieder zu erschließen. — Des Künstlers (Rolf Winkler) Bilder erläutern und vertiefen die Absichten des Erzählers in geistvoller Weise.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wissenschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthalten in der Nummer 18: Die beiden Jünger, von Germanicus; Mathias Erberger, von Johannes Fichtart; An den Reichsverband der deutschen Presse, von Robert Breuer; Bruno Frank, von Julius Bab; Oscar Sauer, von Harry Kahn; Komödien-Erjak, von S. J.; Panorama, von Alfred Volgar; Die neuen Steuern, von Alons Goldschmidt; Antworten.

Füllrätsel.

1. Getränk.
2. Haustier.
3. Farbe.
4. Gewässer.
5. Russische Stadt.
6. Baum.
7. Nagelier.



In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A A, B B, C, D, E E E E, G, H, I I I, L, L L, M M, N N, R, S, U U, W W derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigeigten Bedeutung bilden, während die durch schwarze Felder gekennzeichnete Winkelreife einen Vornamen ergibt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Stammtisch-Scherzes in voriger Nummer: Unfallpolize.